

Nr. 216 Bromberg, den 21. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(20. Fortsetzung.) —

Die Trommeln schweigen. Der alte Papaloi spricht ein paar Gebetsformeln. Dann, auf ein Zeichen von ihm, fallen die Trommeln wieder ein, diesmal mit einem wilden Rhythmus, und die ganze Gemeinde stimmt dazu ein Lied an. Sofort verlassen die vier anderen Wudupriester die Tunnelle und beginnen vor der Tempelpforte einen religiösen Tanz, der sich zu immer wilderer Ekstase steigert. Der Schluß dieses Tanzes besteht darin, daß alle vier Priester — auf rätselhafte Art im gleichen Augenblick — wie vom Blitz getroffen zu Boden stürzen und ohnmächtig unter die Tunnelle zurückgetragen werden.

Wieder ertönt Gesang. Es sind die Stimmen der weißgekleideten Mädchen im Gefolge der Mamaloi. Der Zug kommt jetzt von Mama Zouzous Hütte zurück. Er zeigt noch dieselbe Anordnung wie vorher, nur ist hinter der Priesterin und den Fahnenträgerinnen und vor den Trägern von Schwert und Machete eine neue Gruppe eingefügt: Diane und zwei junge Mädchen, denen es oblag, während der Vorbereitungen im Tempel bei ihr in der Hütte zu bleiben. Jetzt führen sie Diane auf die Art, wie sonst die Opfertiere zum Schlachtaltar geführt werden, aber nicht an Stricken, sondern an Blumengirlanden.

Dianes Erscheinung ist völlig verwandelt: die letzten Fetzen des Bußgewandes, das sie länger als ein Jahr getragen, sind von ihr genommen worden. Sie ist mit einem schneeweißen seidenen Hemd bekleidet. Ihre langen schwarzen Haare, wieder gewaschen und gekämmt, wallen über Rücken und Schultern. Ihr Haupt ist mit einem Kranz von weißen Blumen geschmückt. Sie schreitet wie in einem hypnotischen Zustand dahin; ihre Blicke sind starr und ohne Ausdruck geradeaus gerichtet.

Als die Menge das Opfer erblickt, geht ein Rauschen der Ergriffenheit durch die Reihen, und alle neigen in tiefer Ehrfurcht die Stirn bis zum Erdboden.

Vor dem Opferaltar macht der Zug halt. In Dianes Blick kommt plötzlich wieder Leben: ein Ausdruck von namenloser Angst. Sie hat den großen Holztrog erblickt, in den sie so oft das Blut der Opfertiere hat fließen sehen. Doch der strenge Ritus erlaubt nicht, daß ihre plötzlich erwachte Todesangst durch einen schnellen Vollzug des Opfers abgekürzt wird. Die Gemeinde hat erst noch einen langen Klagegesang zu absolvieren. Von neuem ertönt der düstere Klang der Wudutrommeln, und Hunderte von Stimmen singen klagend:

„Großer Gott Damballa! Warum hast du einen Bock ohne Hörner verlangt? Wir flehen dich an: Verkünde uns durch ein Zeichen, daß du auf das Opfer verzichten willst! Wenn du aber darauf bestehst, so werden wir es dir geben!"

Das Klagelied scheint kein Ende nehmen zu wollen. Immer und immer wieder erklingt der schauerliche Refrain: „Nou pour bai ou! Nou pour bai ou!" — „Wir werden es dir geben!"

Endlich bricht das Singen und Trommeln jäh ab. Was nun folgt, vollzieht sich in wenigen Sekunden:

Mama Zouzou nimmt dem hinter ihr stehenden Neger die scharf geschliffene Machete aus den Händen; ihr Gesicht ist dabei noch immer wie erstarrt. Da wendet Diane den Kopf etwas zur Seite, erblickt die furchtbare Waffe und macht eine Bewegung, als ob sie entfliehen wolle. Dann aber wirft sie sich, gerade vor dem Holztrog, auf die Knie, legt den Kopf zurück, reckt die Arme gen Himmel und ruft, während sie die gespannte Kehle zum tötlichen Schnitt bietet:

„Damballa, moin p'vini!" — „Damballa, ich komme!"

Mama Zouzous Starrheit ist plötzlich gewichen. Während sie ihre Linke auf Dianes Stirn preßt und mit der Rechten die scharfe Klinge Dianes Kehle nähert, verzerrt sich ihr Gesicht in Schmerz und Grauen, und ein Schauder schüttelt ihre Glieder. Dann fällt ihr Arm schlaff herab, und sie sinkt mit einem Röcheln zu Boden.

Die Gläubigen, die Mama Zouzous Bewegungen mit angehaltenem Atem verfolgt haben, schreien laut auf und springen empor. Auch Diane hat sich erhoben und blickt mit irren Augen um sich. Sie scheint nicht zu wissen, ob sie noch im diesseitigen Leben weilt oder schon im Jenseits. Der alte Priester ist hinzugesprungen, kniet nun neben der Priesterin und befühlt ihren Körper. Und dann verkündet er mit lauter Stimme: „Die Mamaloi ist tot!"

Ein ungeheurer Tumult entsteht. Alle drängen nach dem Altar hin. Die einen rufen dem Papaloi zu: „Du mußt an ihrer Stelle das Opfer vollziehen!" — die anderen: „Damballa hat ein Zeichen gegeben! Er verzichtet auf das Opfer!" — Der Alte weiß in seiner Verwirrung nicht, was er tun soll.

Einer der jüngeren Priester reißt jetzt die Machete aus der Hand der Toten und schreit, während seine Augen vor Fanatismus glühen, den beiden Mädchen an Dianes Seite zu: „Drückt sie auf die Knie! Haltet sie fest! Sie muß sterben! Wenn wir Damballa das Opfer entziehen, wird er uns alle töten!"

Aber noch ehe er die Tat ausführen kann, ertönt aus der letzten Reihe eine Stimme: „Die Gendarmerie! Rettet euch!"

Im nächsten Augenblick knallen Schüsse, über die Köpfe der Menge pfeifen Kugeln hin, und in wilder Panik sucht jeder sein Heil in der Flucht. —

22.

Oliver Barring war die ganze Nacht hindurch geritten, ohne sich eine Minute Ruhe zu gönnen. Am nächsten Vormittag hatte er bereits zwei Drittel des Weges zurückgelegt. Doch die Kräfte des Pferdes waren nun erschöpft; es blieb einfach stehen und war nicht zu bewegen, noch einen Schritt vorwärts zu tun. Oliver stieg ab und versuchte, das Tier am Zügel weiterzuführen. Da warf es sich zu Boden und war auch durch Peitschenhiebe nicht mehr auf die Beine zu bringen.

Schon war Oliver entschlossen, das Pferd liegen zu lassen und sein Ziel zu Fuß zu erreichen, als ein langer Zug von Menschen den steilen Pfad herab ihm entgegenkam: Voran ritt Gendarmerie-Leutnant Stevenson, dann folgten im Gänsemarsch ein paar Dutzend mit Stricken aneinandergefesselte Neger, und neben und hinter den Gefangenen ritten die zehn Gendarmen, die Karabiner schußbereit in den Händen.

Oliver rannte auf den Offizier zu und schrie ihm entgegen: „Ist sie tot oder gerettet?"

Leutnant Stevenson wartete ruhig, bis Oliver dicht vor ihm stand und fragte dann gleichmütig: „Wer sind Sie eigentlich, junger Mann?"

Aber Oliver wiederholte seine Frage in so flehendem Ton und mit solcher Angst in den Blicken, daß der Leutnant sagte: „Das Schlachtopfer lebt, und die Schlächterin ist tot. — Aber nun erklären Sie mir erst einmal, wer Sie sind und was Sie wollen."

Ohne dem Offizier zu antworten, rannte Oliver die Reihe der Gefangenen entlang. Erst als er sich überzeugt hatte, daß es nur Männer waren, kehrte er zu Leutnant Stevenson zurück, um ihm Rede und Antwort zu stehen. Und so erfuhr er, daß Diane, wie die meisten, unter dem Schutz der Dunkelheit in den Busch entflohen war, daß man nicht mehr als vierzig von den Teilnehmern am Petro-Service gefaßt und auf die Verhaftung der darunter befindlichen Frauen ganz verzichtet hatte. —

*

Nach diesem Zusammentreffen hatte Oliver dem Pferd ein paar Stunden Ruhe gegönnt. Am späten Nachmittag erreichte er Goumas. Als er zwischen den Hütten hindurchritt, flüchteten die Bewohner, so daß es ihm nicht möglich war, eine Frage nach Diane zu stellen. Er ritt weiter, den selben schmalen Pfad entlang, auf dem ihn bei seinem ersten Besuch hier oben der Negerjunge geführt hatte.

Als er in die Nähe des Tanzplatzes kam, stieg er vom Pferd und ging zu Fuß auf das Gebüsch zu, von dem aus er damals die große nächtliche Bamboche beobachtet hatte. Doch als er sich langsam bis zu dem Ausguck vorwärtsschieben wollte, zitterten ihm die Glieder so stark, daß er für Augenblicke stehen bleiben mußte. Endlich kroch er weiter in das Gebüsch hinein.

Nun hatte Oliver die Stelle erreicht, von der aus man die ganze Lichtung vor der Hütte überschauen konnte: Der Platz war menschenleer, aber unter dem weitverzweigten großen Baum, wo damals das primitive Tanzorchester seinen Platz gehabt, erblickte er einen frisch aufgeworfenen Grabhügel; eine hölzerne Schaufel lag daneben. Gleich darauf trat Diane, gerade Oliver gegenüber, aus den Büschen hervor. Sie trug noch das weiße seidene Hemd und im Haar den Blumenkranz. In den Armen hielt sie grüne Zweige, mit denen sie nun das Grab von Mama Zouzou zu bedecken begann. — Sie erschien Oliver schöner denn je. Ihm war zumute, als träume er das alles.

Als Oliver sich endlich aus seiner kauernden Stellung ein wenig aufrichten wollte, knackte ein Zweig. Diane schrak zusammen und richtete einen angstvollen Blick gerade auf sein Versteck. Da sprang er empor, lief den kleinen Abhang hinab, dann quer über den Platz auf Diane zu und warf sich aufschluchzend vor ihr auf die Knie.

Diane hatte einen leisen Schrei ausgestoßen. Aber nun stand sie regungslos und starrte auf Oliver hinab.

„Diane, kannst du mir verzeihen?" Oliver hob den Blick zu ihr und wartete vergebens auf eine Antwort. Doch er sah, wie allmählich ein Leuchten in ihre großen dunkelblauen Augen kam, und das ließ eine frohe Hoffnung in ihm aufsteigen. Erst stockend und dann immer schneller und eindringlicher kamen die Worte von seinen Lippen:

„Ach, Diane, wenn du wüßtest, wie sie mich gequält haben! Ich mußte damals nach Hause fahren, denn mein Aufenthalt in Port au Prince wurde unerträglich, und meine Mutter drohte mir mit Entziehung aller Geldmittel und mit Enterbung. Daß sie krank war, habe ich erlogen. Ich brachte es nicht über mich, dir zu schreiben, wie sich alle meine Landsleute zu unseren Heiratsabsichten stellten. Ich bin nicht mit dem Gedanken abgereist, mich von dir zu trennen, das schwöre ich dir! Ich hoffte, daß ich die Zustimmung meiner Mutter leichter erlangen würde, wenn ich persönlich mit ihr spräche. Aber zu Hause haben sie mir noch schlimmer zugesetzt, — meine Mutter, ihre Freunde und meine Freunde — so lange, bis sie mich endlich dahin brachten, den Absagebrief an dich zu schreiben. — Ach, wenn du wüßtest, Diane, wie schwer ich gestraft worden bin! Meine Lüge, daß meine Mutter krank sei, hat sich bitter gerächt. Meine Mutter wurde bald nach meiner Rückkehr leidend und ist vor einem Vierteljahr nach langem und schmerzvollem Krankenlager gestorben. Und ebenso schlimm bin ich für meine Treulosigkeit und Wankelmütigkeit bestraft worden. Es war ein elendes Leben, das ich in der ganzen Zeit geführt habe! Keine Minute, nicht bei Tage und nicht bei Nacht im Traume hat mich die Sehnsucht nach dir verlassen. Und sie hat mich endlich wieder zu dir getrieben, obwohl mir meine Mutter den Schwur abgenommen hat, nie wieder zu dir zurückzukehren. Aber dir habe ich zuerst geschworen. Und diesen Schwur halte ich. Diane, ich flehe dich an: Verzeih' mir! Diane, geliebte Diane, sprich doch nur ein Wort!"

Das seltsame Lächeln stand noch immer in Dianes Augen. Und nun löste sich auch die Starrheit ihres Mundes: „Oliver, ist das alles die Wahrheit?"

„Bei Gott!"

„Die ganze Wahrheit?"

„Ja, ja, Diane!" Voller Hoffnung sprang Oliver auf, und seine Blicke hingen erwartungsvoll an ihren Lippen.

„Dann verzeihe ich dir, Oliver." Diane sprach es mit seltsam ruhiger und klarer Stimme.

Da zog er sie mit einem Jubellaut an sich. Und sie überließ ihren Mund seinen Küssen.

*

Schon am folgenden Morgen brach Diane mit Oliver nach Port au Prince auf, den Tempel, die Hütte und Mama Zouzous Grab der Einsamkeit des Urwaldes überlassend. Von der ganzen Habe ihrer Großmutter nahm sie nur einen Gegenstand zum Andenken mit: die Machete, mit der die Priesterin so viele Opfer zu Ehren Damballas geschlachtet hatte und deren scharfe Klinge auch ihre, Dianes, eigene Kehle beinahe durchschnitten hätte. —

Oliver hatte vorgeschlagen, von Port au Prince aus mit der ersten Gelegenheit nach Cuba weiterzureisen, dort zu heiraten und sich für die nächsten Monate in Habana niederzulassen; alles andere würde sich dann schon finden. — Da er von seiner Mutter ein beträchtliches Vermögen geerbt hatte, konnte man sich für weitere Zukunftspläne Zeit lassen. — Diane hatte sich mit seinen Vorschlägen ohne weiteres einverstanden erklärt.

Als Oliver den gewohnten Pfad über Goumas einschlagen wollte, sagte Diane: „Wir nehmen einen andern Weg — über den Mont Noir. Auf dem Hauptwege laufen wir Gefahr, auf Gendarmerie zu stoßen. Wenn mich die Amerikaner faßten, würden sie mich sicher zwingen, vorläufig in Port au Prince zu bleiben, um dem Gericht für die Verhöre über den Petro-Service zur Verfügung zu stehen."

„Wenn du mit dieser Möglichkeit rechnest, wäre es doch besser, Port au Prince überhaupt zu meiden", riet Oliver besorgt. Wir könnten ja nach Jacmel gehen und von dort aus die Überfahrt nach Cuba antreten. Meine Koffer kann ich mir vom Hotel nachsenden lassen."

Doch Diane erwiderte in ungeduldigem, fast befehlendem Ton: „Nein, wir reisen von Port au Prince aus. Wenn wir es so einrichten, daß wir bei Dunkelheit dort ankommen und ich tagsüber im Hotelzimmer bleibe, besteht für die kurze Dauer des Aufenthaltes keine Gefahr für mich."

Obwohl von dieser Auffassung nicht überzeugt, fügte sich Oliver ihrem Wunsch. So schlugen sie also den schmalen und selten begangenen Pfad nach dem Mont Noir ein.

Diane, zum ersten Male seit langer Zeit wieder in europäischer Tracht, ritt auf dem Pony; am Gürtel hing ihr die blitzende Machete. Oliver ging auf ihr Geheiß vor ihr her, um die das Pferd behindernden Zweige zur Seite biegen zu können. — Es sah aus, als transportiere die verwegen aussehende Reiterin einen Gefangenen.

(Fortsetzung folgt.)

Ich als Photograph.

Humoreske von Gg. Wilh. Rapp.

Eigentlich sollte ich ein Päckchen Backpulver kaufen, Marke „Frauenlob“ und „Feinschmeck“, nur echt in Originalpackungen; man achte auf die Firma. Dies hatte mir meine Frau nachdrücklich eingeschärft. Der Verkäufer war aber sehr höflich, machte bei jeder Antwort eine untadelige Verbeugung, kam vom Wetter über den Umweg Eckener—Azoren auf Ibsen, van Dyck und Kaulbach auf die moderne Bildniskunst zu sprechen; und als ich den Laden verließ, gefolgt und für meinen ferneren Lebensweg beglückwünscht von einem Troß höflichkeitsbeflissenen Personals, trug ich ihn wohlverpackt unter dem Arm. Den Photoapparat. Trotzdem der Verkaufsleiter fortwährend von 9 mal 12 gesprochen hatte und 9 mal 12 nach der altbewährten Methode Adam Riese gleich 108 ist, hatte die Kiste nicht 108, sondern 250 Emmchen gekostet, die ich in Raten von monatlich 50 Pfennigen bis zu meinem seligen Ende abzutragen gedachte. Noch umfangreicher als die Kiste selbst war der sonstige Plunder, den ich nach der Auffassung des mit Fachausdrücken mir unbekannten Sinnes geradezu übersütterten Verkäufers unentbehrlich benötigte.

Als meine Frau den Abschluß öffnete, erschrak sie zu Tode, woran sowohl das riesige Paket, wie auch das dumme Gesicht schuld gewesen sein mochte, das ich dazu machte. Die Miete sei noch zu bezahlen, für ihr neues Komplett hätte ich immer kein Geld gehabt, und nun komme ich mit solchem Firlefanz. Da ich gegen ihre Argumentation nichts Vernünftiges ins Feld führen konnte, rechnete ich ihr vor, daß ich allein an Bekannten und Verwandten, die sich doch nun nur noch von mir verbildnissen ließen, ein Henry-Ford-Vermögen erschaffen könnte, daß wir uns dann eine Villa im Grunewald kauften, und warf mit theatralischem Stolz mit den unverdauten Fachausdrücken um mich, die ich selbst nicht verstand. Darin war von Aplanat, Anastigmat, 9 mal 12, saurem Fixiersalz und anderem Mist die Rede. Das half, wenn auch das saure Fixiersalz die Wirkung hatte, daß sie auch weiterhin ein saures Gesicht machte.

Als die Sonne wieder schien (hier meine ich die astronomische), versammelten sich in steifem Sonntagsstaat, mit Schmuck behangen wie Schlittenpferde, um mich und meine Zauberkiste: meine Urgroßmutter, meine Großmutter, der alte Erbonkel Kasimir und seine unausstehliche Gemahlin Anastasia, meine Frau, unsere Perle und der alte, gichtbrüchige Hofhund Hektor. Ich klappte mit amtswürdiger Feierlichkeit das Stativ auseinander und sagte, nachdem es einige Male zusammengeknickt war wie eine blattlauskranke Lilie, im Vollbewußtsein meiner Bildniskunst: Bitte recht freundlich!

Am schwierigsten erwies sich die Aufgabe, den vierbeinigen Hektor zum Stillhalten zu bewegen. Ich versprach ihm eine Hütte aus Meißener Porzellan, statt Meiers prima Hundekuchen ein Beefsteak à la tatare und eine Kette aus achtzehnkarätigem Feingold. Leider waren die Qualen, unter denen er endlich stillhielt, vergeblich gelitten, denn zu spät fiel mir ein, daß ich nur sechs Kassetten und daher den Hektor über die Urgroßmutter photographiert hatte. Aber dieses zoologisch-anatomische Wunder lähmte mein bildniskünstlerisches Fähigkeitsbewußtsein ganz erheblich.

Bei der Entwicklung, die ich der erforderlichen Dunkelheit halber alsbald an einem verschwiegenen Ort vornahm, dessen nur kleines Fenster ich mit rotem Papier verklebt hatte, rang ich mich zu der Überzeugung durch, daß ich dieses Konterfei, auf dem meine liebe, alte Urgroßmama über dem althergebrachten Spitzenkrägelchen eine Wolfshundsschnauze hatte und unter dem schwarzen Sonntagsseidenrock neben zwei menschlichen Gehvorrichtungen auch vier tierische aufwies, unmöglich präsentieren konnte; zornvoll warf ich es in den Ascheneimer und begann mit der Entwicklung der Großmutter. Diese alte, würdige Dame schwamm nun schon eine halbe Stunde lang im Entwicklungsbad herum und noch immer zeigten sich keinerlei Spuren ihres Vorhandenseins auf der Platte. Endlich kam mir die Erleuchtung (wie immer zu spät): ich hatte vergessen, bei der Aufnahme den Kassettendeckel aufzuziehen. Wutschnaubend feuerte ich die Großmama zu dem vorigen Wunder in den Aschenkasten. Nun ging es weiter in der Entwicklung, freilich nicht in die der Platten, sondern eine dichte Wolke von Ruß entwickelte sich über der rotbezylinderten Funzel, stank markerschütternd nach Petroleum, erstickte das Licht und überzog langsam, aber sicher alles im Raum mit einer lieblichen schwarzen Schicht. Unterdessen badete ich Onkel Kasimir schon reichlich lange in der Entwicklerlösung. Während er sich in natura, wie sein idealer Brust- und Bauchumfang von 2,20 Meter erweist, sehr ungehindert entwickelte, ging es mit seinem Werden auf der Platte peinlich langsam. Endlich, endlich sah ich in der Mitte der Platte einen werdenden Fleck. Freudvoll hielt ich ihn an das Licht und erkannte zu meinem Entsetzen, daß es seine gewohnheitsgemäß über dem Bauch gefalteten Hände waren, auf die ich wohl eingestellt haben mußte, daß aber seine übrige Körperlichkeit so verschwommen aussah wie die Goethestraße, wenn ich früh um fünfe aus dem „Goldenen Adler“ herausgefallen komme. Aufatmend aber nahm ich wahr, wie das Bild meiner lieben Erbtante Anastasia, die eine nußgroße Warze auf der Nase thronen hat, mit bestrickender Schnelligkeit aus dem Bad kam. Mein in allen Dur- und Molltonarten ausgestoßener Jubelruf entpuppte sich aber bald als blinder Lärm. Denn als ich die Platte an das Licht hielt, erwies sich mit erschreckender Evidenz die klassisch gewordene Duplizität der Ereignisse: Tante Anastasia hatte auf dem Bilde zwei Nasen, vier Äuglein, ebensoviel Ohren, zwei Gesangbücher in vier Händen und — was sie mir wohl am wenigsten verziehen hätte — zwei Warzen. Wollte ich nicht von ihr mit Sicherheit enterbt werden, so konnte ich unmöglich mit diesem Porträt vor ihrem gestrengen Antlitz erscheinen. Zu spät wurde mir klar, daß das Stativ gewackelt hatte, und die Verdoppelung der Tante war irreparabel. Nun kam das Bildnis meiner Frau. Oder richtiger ausgedrückt: es kam nicht. Statt seiner aber wurde ein immer dichter werdender Schleier auf der Platte sichtbar, und ich mußte mich und sie damit trösten, daß im Orient zum Beispiel die Damen ja auch immer hinter Schleiern verborgen sind. In der Hitze der Aussprache über diese Kulturfrage legte ich das nächste Bild, das unserer edlen Perle, versehentlich zuerst ins Natron und besiegelte damit sein Schicksal. Anna, so hieß die Perle, war empört und kündigte zum Ersten. Meine Frau jammerte, und die Debatte endigte mit der etatsmäßigen Bewilligung eines neuen Kostüms.

Anderntags zog ich einen schwarzen Rock an, besuchte der Reihe nach die Objekte zu 1 bis 5, erzählte ihnen mit Leichenbittermiene, der Apparat sei mir samt Platten in der letzten Nacht aus dem offenen Fenster heraus gestohlen worden — die Welt wäre aber auch zu schlecht, was auf die Kriegskost zurückgeführt werden müsse, und das Mädchen hätten wir fortgejagt, weil es das Fenster offengelassen habe. Die Urgroßmutter, die Großmutter ohne „Ur“ und die Tante Anastasia weinten ein bißchen über die Schlechtigkeit ihrer Mitwelt, und Onkel Kasimir wollte gleich zu einem befreundeten Polizeikommissar, wovon ich ihn händeringend abhielt.

Dann schob ich wutschnaubend zu dem Photogeschäft, schimpfte über den Schund im allgemeinen und über die Liebhaberphotographie im besonderen, und zitierte im Laufe der Aussprache einen sehr gangbaren Satz aus dem „Götz von Berlichingen“, worauf ich mit Klagedrohung herausgeschmissen wurde, und gab im „Täglichen Intelligenz- und Anzeigenblatt“ folgende Anzeige auf:

> Photoapparat, wenig gebraucht, ungewöhnlich leistungsfähig, erste Marke, glänzend bewährt, Familienverhältnisse halber billig abzugeben.

Drei Tage später wurde er abgeholt. Die 50 Mark, über die wir, nachdem ich 500 gefordert hatte, endlich einig wurden, versprach der Übernehmer, sofern er einmal Geld hätte, von 1938 ab ratenweise zu zahlen.

Was ist es, was wir Freude nennen?
Ein Blümchen, blühend kurze Zeit,
Bis wir, wenn es verblüht, erkennen,
Daß seine Frucht nur bittres Leid.

Kraftwerk Sonne.

Ein neuer Weg zur Ausnutzung der Sonnenenergie.

Von Albert Heinrich Hähnel.

Bei senkrechter Einstrahlung, mithin am Äquator, erhält ein Quadratmeter der Erdoberfläche im Laufe eines Tages theoretisch ebenso viel Energie, wie ein Kilogramm Petroleum beim Verbrennen erzeugt. Nun geht allerdings ein nicht unbeträchtlicher Teil der Sonnenenergie auf dem Wege von unserem Zentralgestirn zur Erde durch Adsorption und infolge anderer Gründe verloren; aber nehmen wir diesen Verlust selbst mit der Hälfte der ursprünglichen Menge an, so bleibt doch noch ein sehr beträchtliches Arbeitsvermögen übrig. Man hat berechnet, daß unter günstigen Umständen jedes Quadratmeter Erdoberfläche tatsächlich je Stunde 1800 Kalorien (und zwar große oder Kilogrammkalorien) Strahlungsenergie der Sonne erhält. Eine Kilogrammkalorie ist bekanntlich die Wärmemenge, die ein Kilogramm Wesser um einen Grad zu erwärmen vermag. Nehmen wir auch für die Sonne den Achtstundentag an, so liefert sie täglich je Quadratmeter eine Energie, die der von 1,3 Kilogramm Steinkohle entspricht. Was das für größere Flächen bedeutet, zeigt die Tatsache, daß allein die Sahara im Laufe eines Jahres 1800 mal so viel Energie von der Sonne erhält, wie im gleichen Zeitraum auf der ganzen Erde durch die Verbrennung von Stein- und Braunkohlen erzeugt wird.

Es kann angesichts dieser Zahlen nicht überraschen, daß der Mensch danach strebt, diese riesige Kraftquelle sich irgendwie nutzbar zu machen. Einige Erfolge wurden auch schon in den letzten Jahren erzielt, und zwar bedient sich ein Unternehmen in Ägypten großer parabolischer Spiegel, welche die Sonnenwärme auffangen und in brauchbare Kraft umwandeln. Völlig befriedigen konnte dies aber bislang nicht.

In jüngster Zeit hat man nun einen ganz anderen Weg eingeschlagen, ausgehend von der Tatsache, daß wir heute Turbinen besitzen, die bereits durch einen Temperaturunterschied von nur zehn Grad in Bewegung gesetzt werden können. Das Verfahren arbeitet etwa in folgender Weise. In flachen großen Behältern mit schwarzem Boden wird die Sonnenstrahlung aufgefangen. Je dunkler eine Farbe ist, desto gründlicher verschluckt sie bekanntlich einfallende Licht- und Wärmestrahlen, während hellere Töne einen mehr oder weniger großen Teil davon zurückwerfen. Nimmt man nun die Ausgangstemperatur einer 15 Zentimeter starken Wasserschicht mit 25 Grad an und unterstellt weiter, daß die Tageswärme bis auf 35 Grad steigt, so würde das Wasser eines der erwähnten Behälter unter Tag ebenfalls etwa 35 Grad warm werden. Deckt man ihn aber mit Glas ab, so müßte die Temperatur in ihm beträchtlich höher werden. Glas ist allerdings nicht allein teuer, sondern zerbricht auch leicht. Man hilft sich daher anders und übergießt die Wasseroberfläche mit einer etwa fünf Millimeter starken Schicht durchsichtigen Öls. Das Wasser gibt dann so gut wie keine Wärme mehr an die Luft ab, und es erfolgt, was besonders wichtig ist, auch keine Verdampfung mehr, während die Temperatur bis zu 50 Grad steigt. Derartige Versuche sind nicht allein in der heißen Zone, sondern auch in Südfrankreich erfolgreich durchgeführt worden.

Diese Behälter legt man nun in der Nähe großer natürlicher Wasserflächen (Flüsse, Meeresteile) an, deren Temperatur selbst zwischen den Wendekreisen nur selten mehr als 28 Grad erreicht. Gegenüber den erwähnten 50 Grad besteht mithin ein Temperaturgefälle von 22 Grad und mehr, das völlig für die Erzeugung mechanischer Energie ausreicht.

Der Boden dieser flachen Behälter, die man je etwa 100 Quadratmeter groß nimmt, wird zweckmäßigerweise mit einer Asphaltschicht bedeckt, wodurch man ein Wegsickern des Wassers vermeidet und zugleich die gewünschte schwarze Farbe erzielt. Bei der Auswahl des als deckende Schicht dienenden Öls ist darauf zu achten, daß es nicht einer Art angehört, die, wie etwa Leinöl, schnell „trocknet". Man vermag allerdings diesen Nachteil durch zweckentsprechende Maßnahmen zu beheben.

Nun kann, wenn der Temperaturunterschied zwischen dem Wasser im Behälter und der umgebenden Luft sehr groß ist, ungeachtet der dünnen Ölschicht durch Strahlung ein erheblicher Teil der Wärme verloren gehen. Man hilft sich hiergegen dadurch, daß man etwa ein viertel Meter über der Wasserfläche eine dichtschließende Lage Zellophan spannt, jenes „Glaspapiers", das heute durch seine vielseitige Verwendung als Verpackungsmaterial jedem bekannt ist.

Bei der praktischen Ausnützung einer solchen Anlage dürfte es sich als zweckmäßig erweisen, das in den flachen Behältern erwärmte Wasser in tieferen Reservoirs zu sammeln. Man erhält dann je Kubikmeter bei einem Temperaturgefälle des Wassers von 15 Grad ungefähr 2500 Kilowatt Energie. Sollte sich diese für größere Anlagen allerdings erst rechnungsmäßig erzielte Leistung tatsächlich erreichen lassen, so bedeutete das eine ungewöhnlich wirtschaftliche Ausnützung der Sonnenenergie, die nur den einen Nachteil hat, daß sie sich nur in ganz bestimmten Gebieten unserer Erde durchführen lassen wird. Für die Bewässerung des Nillandes aber wie auch für die Salpeterkristallisation in Chile würde das Verfahren sich als außerordentlich lohnend erweisen. Schon eine nahe Zukunft dürfte zeigen, ob dieser neue Weg, die ungeheuren Kräfte unseres Zentralgestirns dem Menschen dienstbar zu machen, die in ihn gesetzten hochgespannten Erwartungen rechtfertigen wird.



Bunte Chronik

Der Schuß um die Ecke.

Ein eigenartiger Unglücksfall trug sich dieser Tage in Newyork zu. Helen Kimball, eine junge, hübsche Lehrersfrau, erhielt in Abwesenheit ihres Mannes den Besuch eines früheren Liebhabers, der sich immer noch nicht damit abfinden wollte, daß sie die Frau eines anderen geworden war. Mit erregten Worten forderte der junge Mann sie auf, ihren Gatten im Stich zu lassen und ihm in eine andere Stadt zu folgen. Als die junge Frau ihn mit ernsten Worten zurechtwies und sein Ansinnen abschlug, zog er plötzlich einen Revolver aus der Tasche und feuerte mehrere Schüsse auf sie ab, die sie glücklicherweise nicht trafen. Dann richtete er die Waffe gegen sich selbst und brachte sich eine schwere, wenn auch nicht tödliche Verletzung bei. Einer der fehlgegangenen Schüsse hatte jedoch die dünne Wand des Mietshauses durchschlagen, war in der Nebenwohnung von der Türklinke abgeprallt und hatte ein unweit des Fensters in seinem Bettchen schlummerndes Kind am Ohr verwundet, ohne ihm ernsteren Schaden anzutun. Durch den Knall der Schüsse und das Geschrei des verletzten Kindes wurden die Eltern herbeigerufen, die in die Nachbarwohnung eindrangen und das Drama beendeten. Die junge Frau war mit dem Schrecken davongekommen, der stürmische Liebhaber wurde ins Polizeikrankenhaus gebracht.



Lustige Ecke

Gefährlich.



„Was ist denn los, Herr Müller?"

„Ach der Lausejunge da hat eine Patrone verschluckt, und nun wage ich nicht, ihn zu verprügeln."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.